
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

14. Jahrgang, 2003, Heft 2

- Vom „Broken-Windows-Ansatz“ zu einer lebensstilorientierten ökologischen Kriminalitätstheorie
Dieter Hermann; Christian Laue 107
- Vom Sexualopfer zum Sexualtäter? Unterscheiden sich pädosexuelle Straftäter von anderen Sexualstraftätern durch ein erhöhtes Opfer-Täter-Risiko? – Eine empirische Pilotstudie.
Dieter Urban; Heiko Lindhorst 137
- Von Wegschließen und Ausgeschlossenen. Ergebnisse einer Studie über Obdachlose und die Polizei in Duisburg
Hermann Strasser; Henning van den Brink 163
- Ver- und Entstaatlichungsprozesse von Polizei und Rechtssystem und ihre Auswirkungen auf die Todesstrafe
Dieter Reicher 189



Centaurus-Verlag
ISSN 0939-608X

Vom „Broken-Windows-Ansatz“ zu einer lebensstilorientierten ökologischen Kriminalitätstheorie

von Dieter Hermann und Christian Laue

Zusammenfassung

In einer theoriegeschichtlichen und systematischen Analyse des Broken-Windows-Ansatzes erweist sich dieser in erster Linie als ökologische Kriminalitätstheorie. Diese wurde in einer empirischen Analyse, die auf Strukturdaten und Befragungsdaten von zwei Universitätsstädten basiert, untersucht. Die Zusammenhänge zwischen ökologischen Strukturen auf der Stadtteilsebene und Kriminalitätsbelastung bzw. Kriminalitätsfurcht entsprechen zwar weitgehend dem Broken-Windows-Ansatz, legen aber eine Modifikation nahe. Eine Ergänzung dieses Ansatzes kann durch die Verknüpfung mit Viktimisierungstheorien, den Lebensstilansätzen von Hindelang sowie von Hermann und Dölling erreicht werden. Dies führt zu einer Erhöhung des Erklärungspotentials. Demnach sind Kriminalitätsbelastungen in einem Stadtteil nicht nur von den Strukturbedingungen in diesem Stadtteil abhängig, sondern auch von den Lebensstilen der Bewohner.

Abstract

From „Broken-Windows-Approach“ to a Lifestyle-Oriented Ecological Theory of Crime

From a theoretical and a systematic point of view, the broken windows approach proves to be a mainly ecological theory of crime. This paper investigates the theory through an empirical analysis of structural and survey data from two university cities. The correlations between ecological structures in different neighbourhoods and the level of crime and the fear of crime broadly support the broken windows theory. A modification of the theory was introduced by integrating theories of victimization namely the lifestyle studies by Hindelang as well as Hermann and Dölling's theory. This produced a better fit of the data. The level of crime in a neighbourhood does not only depend on its structural characteristics, but in addition on the lifestyles of its inhabitants.

1. Einleitung

1.1 Das „Broken-Windows-Paradigma“

Das Broken-Windows-Paradigma ist eines der populärsten kriminalpolitischen Modelle der letzten Jahre. Das eingängige Bild der zerbrochenen Fensterscheibe, die alsbald repariert werden müsse, um weitere Zerstörung, in der Folge den Niedergang ganzer Stadtviertel und schließlich schwere Kriminalität zu verhindern, hat offenbar eine sehr attraktive alltagstheoretische Plausibilität (Hassemmer 1998: 802 ff.). Auf diese Metapher, die 1982 von James Q. Wilson und George L. Kelling geprägt wurde (1982; dt. 1996), berufen sich zahlreiche amerikanische Polizeireformer und Politiker bei der Legitimierung ihrer Präventionsmodelle, vor allem in Großstädten. Dabei hatte insbesondere die veränderte Polizeitaktik in New York, die unter dem Schlagwort „Zero-Tolerance“ weltweit für Aufsehen sorgte,¹ Vorbildcharakter für manche deutsche Journalisten und Politiker.² Auch in Deutschland beschäftigen sich daher Kriminologen und Kriminalpolitiker mit der Stimmigkeit und den Möglichkeiten des Broken-Windows-Ansatzes³. Er wird darüber hinaus im Zusammenhang mit einigen aktuellen präventionspolitischen Themen wie „community policing“ (Dölling 1998: 147 f.), Kommunalen Kriminalprävention (Kury 1997: 260) und Bekämpfung der Kriminalitätsfurcht (Boers 1991: 113 ff.) diskutiert.

Diese Bedeutung des Broken-Windows-Paradigmas für die praktische präventionspolitische Arbeit rechtfertigt den Versuch, den Ansatz empirisch zu hinterfragen. Dazu ist es aber zunächst erforderlich, herauszuarbeiten, worin die Aussage des Broken-Windows-Ansatzes genau besteht und ihn theoriegeschichtlich zu verorten.

Wilson und Kelling plädieren in ihrem Text vordergründig und auf den ersten Blick nur für eine veränderte Polizeitaktik, die als „community policing“ im weitesten Sinne bezeichnet werden kann und die sich deutlich unterscheidet von der in den USA bisher vorherrschenden Strategie des „law enforcement“.⁴ Genau betrachtet wurde aber das Broken-Windows-Paradigma von Wilson und Kelling und von zahlreichen anderen Autoren bereits als eigenständige Kriminalitätstheorie aufgefasst (s. Skogan 1990: 75 ff.; vgl. auch Bottoms/Wiles 1997: 345 ff.). Das Bild der zerbrochenen Fensterscheibe, die sofort repariert werden müsse, um Kriminalität in einem Stadtteil zu verhindern, ist jedoch nur ein äußerst verkürztes Schlagwort, das noch nicht die Qualität einer Kriminalitätstheorie hat. Im Weiteren wird daher versucht, die Broken-Windows-Perspektive als Kriminalitätstheorie genauer zu umschreiben (Laue 1999).

Der Ansatz von Wilson und Kelling enthält eine Vielzahl diskriminierender normativer Aussagen. Beispielsweise werden soziale Randgruppen als aufdring-

lich, störend und unerwünscht bezeichnet und behauptet, sie seien Anzeichen von gesellschaftlicher Unordnung. Diese Ansichten sind Diskriminierungen, die von den Autoren dieses Beitrags nicht geteilt wird.

Die zerbrochene Fensterscheibe dient den Autoren Wilson und Kelling als eingängige Verkürzung ihrer kriminaltheoretischen Erwägungen. Sie signalisiert – ähnlich wie verlassene und verfallende Häuser, unentsorgter Müll oder Graffiti – Unordnung (disorder) in einem Stadtteil. Diese Unordnung verursacht Furcht unter der Bevölkerung. Es ist nicht leicht nachzuvollziehen, warum sich Menschen vor Fensterscheiben fürchten sollten. Die Zerstörung einer Fensterscheibe ziehe aber, so die Autoren, die Zerstörung weiterer Scheiben des Gebäudes nach sich. Dies gelte für gehobene Nachbarschaftsgebieten genauso wie für heruntergekommene.⁵ Wenn dagegen nicht eingeschritten werde, sind die zerbrochenen Scheiben ein Ausdruck dafür, „dass an diesem Ort keiner daran Anstoß nimmt. So können beliebig viele Fenster zerstört werden, ohne dass damit gerechnet werden muss, für den Schaden aufzukommen.“ (Wilson/Kelling 1996: 124; siehe auch Kelling/Coles 1996: XV) Die Autoren stellen aber klar, dass die Fensterscheibe nur ein (harmloses) Symbol für die wahren Quellen der Furcht bildet. Diese wahren Quellen sind Menschen, namentlich *„nicht unbedingt gewalttätige oder kriminelle Personen (...), sondern solche mit schlechtem Ruf, lärmender Aufdringlich- oder Unberechenbarkeit: Bettler, Betrunkene, Süchtige, randalierende Jugendliche, Prostituierte, Herumhängende und psychisch Kranke.“*⁶

Diese – physischen und menschlichen – Anzeichen von Unordnung verunsichern die Bevölkerung. Vor allem die oben genannten Personen lösen diese Unsicherheit aus, denn ihr Verhalten sei unberechenbar. Die Menschen ziehen sich als Reaktion auf das Gefühl der Unsicherheit zurück (Wilson/Kelling 1996: 125), wobei diese Unsicherheit letztlich sogar in Kriminalitätsfurcht mündet, denn die sich ausbreitende Unordnung wird von den Bewohnern als äußeres Anzeichen höherer Kriminalität, als „sign of crime“ interpretiert.⁷ Zerbrochene Fensterscheiben bzw. die unerwünschten Personen erhöhen somit auch das Niveau der in dem betroffenen Stadtteil herrschenden Kriminalitätsfurcht.

Die Reaktion auf Unsicherheit und Kriminalitätsfurcht ist bei denjenigen, die es sich leisten können, der Wegzug aus dem Stadtteil. Es sind dies insbesondere die aktiven, initiativen Personen. Die anderen meiden die Straßen, mischen sich nicht ein. Durch diese Reaktionen verschlechtert sich erstens die ökonomische Situation des Stadtteils, denn gerade die wohlhabenderen Personen ziehen weg. Zweitens werden die entstehenden Lücken von sozial Schwächeren aufgefüllt sowie von den Menschengruppen, die oben von Wilson/Kelling beschrieben sind. Immer mehr Menschen, die selbst bereits Unordnung verkörpern (Bettler, Betrunkene etc.) und gegen physischen Verfall nicht einschreiten, verstärken die Unordnung und damit

den Niedergang des Stadtteils. Die soziale Kontrolle nimmt ab. Diejenigen, die soziale Kontrolle ausüben könnten, haben den Stadtteil verlassen, meiden ihn oder haben sich – aus Furcht – von den öffentlichen Plätzen zurückgezogen. Die Polizei ist überlastet und damit beschäftigt, wirklich Schwermisstraftäter zu verfolgen, schreitet somit auch nicht gegen die steigende Unordnung ein (Wilson/Kelling 1996: 127). Diejenigen, die an sozialer Kontrolle nicht interessiert sind, wie Bettler, Prostituierte oder Drogenkonsumenten und -händler, fühlen sich dagegen von einem solchen Stadtteil mit seinen Anzeichen verminderter Kontrolle angezogen (Wilson/Kelling 1996: 129). Sie tragen immer mehr Unordnung in den Stadtteil und bewirken einen weiteren Rückzug der ursprünglichen Bevölkerung. Schließlich besteht praktisch keinerlei soziale Kontrolle mehr, die Lebensqualität ist deutlich gesunken, und Kriminalität kann sich ungehindert ausbreiten.

Die von Wilson und Kelling beschriebene Entwicklung ist somit ein Aufschaukelungsprozess mit insgesamt 6 Elementen: Es sind dies 1. Unordnung (disorder) – 2. Unsicherheit – 3. Kriminalitätsfurcht – 4. Rückzug der sozial Stärkeren und Zuzug von „unerwünschten“ Personen, die einen Verfall und Niedergang des Stadtteils bewirken und verstärken – 5. Abbau sozialer Kontrolle – 6. Kriminalität. Die einzelnen Elemente bedingen und verstärken sich untereinander und wechselseitig.

Es werden von Wilson/Kelling also zwei Quellen der Unordnung benannt. Einerseits baulicher Verfall und Vernachlässigung der physischen Ordnung eines Stadtteils, die sich äußern in verlassenen und beschädigten Gebäuden oder Autos, unentsorgtem Müll, Graffiti etc. Andererseits bilden unerwünschte Personen – eben Betrunkene, Bettler, herumhängende Jugendliche etc. – eine Quelle der Unordnung und damit der Furcht. Skogan (1990: 4). unterscheidet dementsprechend zwischen „physical disorder“ und „social disorder“. Die Veränderungen der Polizeitaktik, die Wilson/Kelling einforderten und die vor allem in New York umgesetzt wurden, richteten sich primär auf eine verstärkte Bekämpfung der „social disorder“, also der Unordnung, die von Menschen ausgeht. An dieser strategischen Begrenzung, die sich häufig in einem rigorosen Wegsperrern von unerwünschten Menschen erschöpft, entzündete sich die Kritik, nicht nur in Deutschland (Brüchert/Steinert 1998: 24 ff.; Hassemer 1998: 797 ff.), sondern auch in den USA⁸.

Wenn man den kriminalpolitischen Aspekt des Broken-Windows-Ansatzes, also das konsequente Vorgehen der Polizei gegen „verdächtige“ und unliebsame Personen ausklammert, dann stellt sich diese Perspektive als eine ökologische Kriminalitätstheorie dar. Zusammengefasst behaupten Wilson und Kelling ja, dass ein zerbrochenes Fenster nur ein Symbol für den baulichen Zustand in einem Stadtteil bzw. für dessen Vernachlässigung ist und schließlich Kriminalität verursacht. Der Ansatz postuliert somit einen Einfluss struktureller Charakteristika geographischer Einheiten auf die Kriminalität in diesem Raum.

1.2 Die „Chicago School“

Der Zusammenhang zwischen strukturellen Charakteristika geographischer Einheiten, also den in einem Stadtteil herrschenden ökologischen Bedingungen, und ihrer Kriminalitätsrate ist eine in den USA schon seit einigen Jahrzehnten diskutierte und erforschte Frage. Bereits die frühen, groß angelegten stadtsoziologischen Untersuchungen der so genannten „Chicago School“ stießen auf einen Zusammenhang zwischen dem Zustand eines Stadtteils und der dort herrschenden (Jugend-)Kriminalitätsrate. Shaw, Zorbaugh, McKay und Cottrell entdeckten schon 1929, dass sich Delinquenz und Kriminalität auf bestimmte geographische Gebiete Chicagos konzentrierten. Sie beschrieben diese Stadtteile als geprägt von „baulichem Verfall, Armut und sozialer Desorganisation“. Im „Wickersham Report“ (Shaw/McKay 1931) aus dem Jahre 1931 wurden die Charakteristika dieser unterprivilegierten Stadtteile weiter präzisiert:

- Vorherrschender baulicher Verfall,
- weit verbreitete Armut,
- Wohngebiete vermischt mit Industrie- und Gewerbegebieten,
- Konzentration von im Ausland geborenen Bewohnern,
- hohe Mobilität der Bewohner – Familien verließen die Gegend so bald sie konnten,
- Mangel an Möglichkeiten, eine angemessene Nachbarschaftsorganisation zur Stützung eines konventionellen Gemeindelebens aufrecht zu erhalten, und
- eine hohe Rate der Erwachsenenkriminalität (Burgess/Bogue 1964: 595).

Allerdings waren für die Autoren nicht die baulichen Zustände der beschriebenen Stadtteile der entscheidende kriminogene Faktor, sondern die soziale und interkulturelle Zusammensetzung der darin lebenden Bevölkerung.

Man kann davon ausgehen, dass die damalige amerikanische Gesellschaft im Vergleich zu heutigen westlichen, also auch europäischen Gesellschaften in einem weit höheren Maße sozial segmentiert war und dass sich diese soziale Segmentierung nach außen in einem bestimmten „besseren“ oder „schlechteren“ Wohnort innerhalb einer Stadt verdeutlicht hat. Die sozial schwachen Bewohner Chicagos und insbesondere die im ersten Viertel des Jahrhunderts sehr zahlreichen Einwanderer fanden nur in den heruntergekommenen Stadtteilen des Zentrums eine Bleibe. Unter diesen Personen machten sie ein hohes Maß an kultureller Heterogenität und eine permanente Bevölkerungsfluktuation aus. Außerdem postulierten sie ein Vorherrschen krimineller Werte gegenüber konventionellen Werten in solchen Stadtteilen. Kriminalität hatte ihrer Meinung nach seinen Grund in der Durchsetzung der

kriminellen Werte gegenüber den konventionellen Werten, in einem sozialstrukturell bedingt besseren Zugang zu illegitimen Mitteln sowie in der Übertragung der kriminellen Werte auf die Peer-Group und auf die nächste Generation (Shaw/McKay 1969: 318 ff.). Die höhere Kriminalitätsrate wurde somit mit Argumenten erklärt, die später zentrale Teile der Subkultur- und Anomietheorien sowie der Theorien des differentiellen Lernens wurden.

Die Analysen der „Chicago School“ führten bekanntermaßen zu einer sehr produktiven Phase der kriminologischen Theorieentwicklung (R. König 1968: Xff.). Zumindest weite Bereiche der Subkulturtheorien und der Theorien des differentiellen Lernens haben darin ihren Ursprung. In ihrer direkten Nachfolge wurden aber keine Theorien entwickelt, die sich dezidiert mit baulichen oder architektonischen Problemen von Großstädten oder Fragen der Stadtentwicklung, Stadterhaltung bzw. städtebaulicher Kommunalpolitik und ihrem Zusammenhang mit Kriminalität beschäftigten, denn erhöhte Kriminalitätsraten wurden in diesem Ansatz nicht auf bauliche Mängel und städtischen Verfall zurückgeführt. Der ökologische Aspekt der beschriebenen Stadtteile war in diesen Untersuchungen ein rein deskriptives Element, das aber selbst keine Auswirkungen auf das Verhalten der agierenden Menschen hatte. Die schlechten ökologischen Daten der Stadtviertel charakterisieren vielmehr nur den typischen Wohn- und Aufenthaltsort einer kriminalitätsgeneigten sozialen Gruppe, verursachen selbst aber nicht die höhere Kriminalitätsneigung dieser Personen. Wenn man daher bei den Forschungen der Chicago School von einem ökologischen Ansatz sprechen kann (Schwind 1995: § 7 Rn. 15; Lamnek 1996: 98; Göppinger 1997: 125), dann handelt es sich um eine *sozialökologische*, nicht um eine *kriminälökologische* Variante, denn die ökologischen Bedingungen der Stadtteile bedingten lediglich die soziale Struktur ihrer Bewohner, nicht direkt deren kriminelles Handeln.

1.3 Jane Jacobs

Die Frage, wie urbane ökologische Gegebenheiten menschliches Verhalten beeinflussen könnten, rückte erst sehr viel später in den Mittelpunkt des Interesses. Jane Jacobs entwickelte 1961 ein dynamisches Modell der Stadtentwicklung (1976). Sie analysierte konsequent den Einfluss der öffentlichen Bau- und Stadtplanungspolitik auf die Entwicklung verschiedener Stadtteile. Ihr Ideal sind Stadtteile, die von Mannigfaltigkeit (*diversity*) geprägt sind. Jeder Stadtteil sollte über ein breites Spektrum der urbanen Angebote und Elemente verfügen. Ein Fehlen genauso wie ein Überwiegen einzelner dieser Elemente bedinge das Absterben eines lebenden, attraktiven Stadtteils. Der entscheidende Schluss, den Jacobs zieht, besteht in der Erkenntnis, dass es allein an der architektonischen, stadtplanerischen Entscheidung und Ausgestaltung eines Stadtbezirkes liegen kann, ob dieser auflebt oder abstirbt.

Diese Entwicklungen sind weitgehend unabhängig davon, welche Menschen in einem Stadtteil leben. Bei der – für die Autorin nicht im Vordergrund stehenden – Frage, wie Kriminalität in den Großstädten zu vermeiden ist, bereitet Jacobs einigen Argumenten des Broken-Windows-Paradigmas den Weg. So liegt es ihrer Meinung nach nicht daran, ob in einem Stadtteil primär sozial schwache Menschen oder Minderheiten leben, sondern wie belebt und mannigfaltig ein Gebiet ist. Entscheidend sei, dass die Menschen sich mit ihrem Stadtteil identifizierten und ihn selbst kontrollierten.⁹ Dies sei nur möglich in bevölkerungsdynamisch stabilen Bezirken, also dort, wo die Bevölkerungsflucht gering sei.

1.4 Starks „Theory of Deviant Places“

Die Beobachtung, dass bereits bei den Untersuchungen von Shaw/McKay bestimmte Stadtgebiete als von Kriminalität besonders belastet ausgewiesen wurden und dies über längere Zeiträume, in denen die Bevölkerung sich in ihrer sozialen Struktur und ihrer Zusammensetzung völlig verändert hatte, führte zu einer Auseinandersetzung über mögliche Einflüsse ökologischer Besonderheiten von Stadtteilen. Als Beispiel hierfür soll die Theorie von Rodney Stark beschrieben werden, die dieser selbst als eine Theorie der „deviant places“ bezeichnet hat (1987). Er nennt fünf Aspekte, die Stadtgebiete mit besonders hoher Kriminalitätsbelastung kennzeichnen:

- Hohe Bevölkerungsdichte,
- Armut,
- gemischte Nutzung (Wohn-, Gewerbe- und Industrienutzung),
- hohe Fluktuation und
- bauliche Zerstörung.

Diese fünf Charakteristika haben vier spezifische Auswirkungen auf die moralische Ordnung der Bewohner:

- „Moral Cynicism“¹⁰ unter den Bewohnern,
- mehr Möglichkeiten für Kriminalität und Abweichung,
- erhöhte Motivation für Abweichung und
- verminderte soziale Kontrolle.

Das Auftreten von Abweichung und Kriminalität wird nach Stark von weiteren drei Faktoren verstärkt:

- Der Stadtteil zieht kriminalitätsgeneigte Menschen an,

- die am wenigsten Abweichenden werden aus dem Stadtteil vertrieben und
- ein weiterer Rückgang der sozialen Kontrolle.

Stark beschreibt, wie die fünf genannten Charakteristika der problematischen Stadtteile über die Reaktionen ihrer Bewohner zwangsläufig zu einem weiteren Niedergang und schließlich zu höherer Kriminalität führen. Dies gilt, so Stark, unabhängig von der sozialen oder kulturellen Zusammensetzung der Bewohner. Er sieht seine Theorie damit als eine rein ökologische Theorie. Sie kann hier nicht im Einzelnen, sondern nur stark zusammengefasst und stichwortartig dargelegt werden. Ausgangspunkt ist die hohe Wohndichte in einem Stadtteil. Sie bewirkt, dass Menschen mehr Zeit außerhalb ihrer zu kleinen Wohnungen verbringen, ihre Kinder weniger überwachen und das Konfliktpotential innerhalb der Familien höher ist. All dies kann Abweichung erleichtern. Insbesondere weiß aber der Einzelne mehr von seinem Nachbarn, vor allem auch die Dinge, die dieser gerne verborgen hätte. Da aber die eigenen Unzulänglichkeiten innerhalb der Nachbarschaft transparenter sind („moral cynicism“), sinkt auch der Anreiz, ein Bild konformen Verhaltens aufrecht zu erhalten, was Abweichung begünstigt. Darüber hinaus tendieren Gebiete mit einer großen Wohndichte eher dazu, Stadtteile mit gemischter Nutzung zu sein, d.h. neben Wohnflächen gibt es auch Gewerbe- oder Industriegebiete. Diese geben Anreize zu Kriminalität (Stark 1987: 895-904).

Dicht besiedelte, einkommensschwache Stadtteile weisen eine größere Fluktuation ihrer Bewohner auf, die wiederum die Bindungen zur Nachbarschaft und damit die soziale Kontrolle schwächt. Dies begünstigt aber auch die bauliche Vernachlässigung sowie den Verfall der Gebäude und führt dazu, dass der Stadtteil als Wohnort zu einem sozialen Stigma werden kann. Ein solches können wohlhabendere Menschen leichter durch Wegzug vermeiden, so dass der Anteil der demoralisierten und perspektivlosen Menschen in diesem Stadtteil verhältnismäßig steigt. Diese Menschen sind häufiger Täter und Opfer von Straftaten, die Polizei ist darüber hinaus an der Aufklärung solcher Straftaten weniger interessiert. Dies führt schließlich dazu, dass Personen, die abweichendes oder kriminelles Verhalten zeigen, von diesen Stadtgebieten besonders angezogen werden. Damit erleichtert die Umgebung zuletzt die Begehung von Straftaten, verursacht daher Kriminalität.

Bereits diese sehr geraffte Darstellung des Gedankengangs von *Stark* zeigt die Parallelen zum Broken-Windows-Ansatz. Hier wie dort führen die schlechten Bedingungen in einem Stadtteil zum Wegzug der „starken“, erfolgreichen Personen. Die Gründe für den Wegzug der potentiell initiativen Menschen sind aber bei beiden Theorien verschieden. Bei broken windows ist der entscheidende Auslöser die Kriminalitätsfurcht, die von der sich ausbreitenden Unordnung verursacht wird. Diese Unordnung besteht in verfallenden Gebäuden und unerwünschten Personen.

Bei *Stark* hingegen steht die Unordnung nicht im Vordergrund; er baut sein theoretisches Konzept auf handfestere Daten wie die Wohndichte, Einkommen oder Bevölkerungsfluktuation. Aber in beiden Theorien sind strukturell-ökologische Faktoren entscheidend für die Kriminalität in einem Stadtteil.

1.5 Hypothesen einer ökologischen Kriminalitätstheorie

Die genannten Arbeiten kann man als Bausteine einer ökologischen Kriminalitätstheorie auffassen und in folgenden Hypothesen zusammenfassen¹¹:

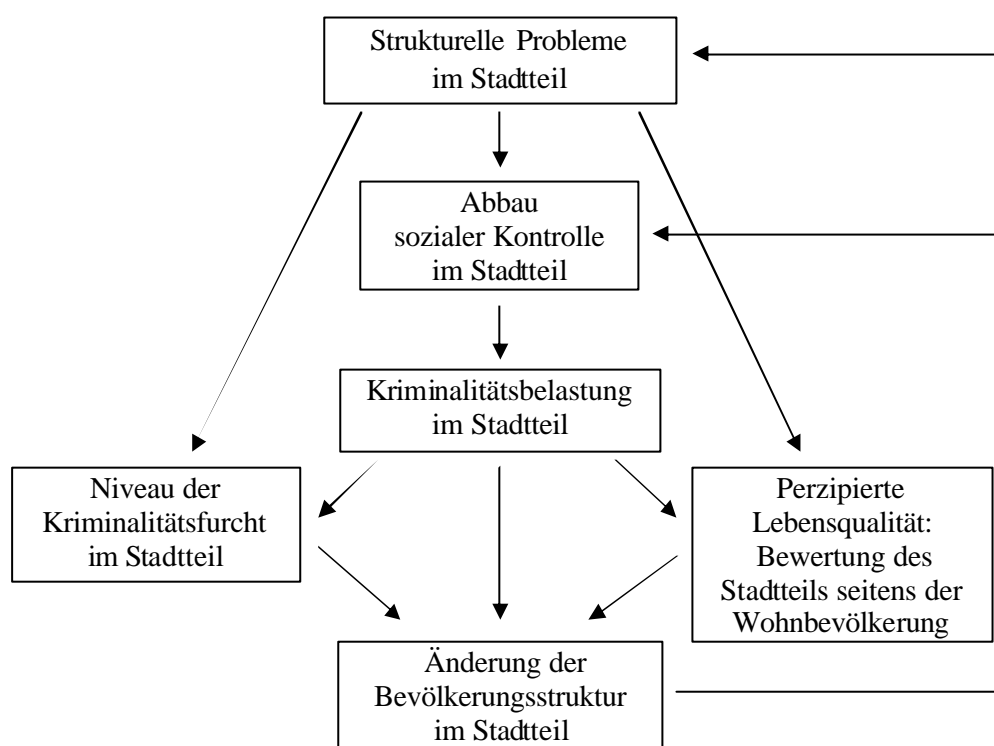
- Die Strukturbedingungen in einem Stadtteil beeinflussen das Kontrollpotential dieses Stadtteils. Je problematischer die Situation in einem Stadtteil ist, beispielsweise die Heterogenität und der Individualisierungsgrad der Bewohner sowie die Wohndichte des Stadtteils, desto schwieriger ist dort die Ausübung sozialer Kontrolle.
- Je geringer der Grad sozialer Kontrolle in einem Stadtteil ist, desto größer ist die Delinquenzbelastung dieses Stadtteils.
- Je höher die Problembelastung und je höher die Kriminalitätsbelastung eines Stadtteils ist, desto ausgeprägter ist das Niveau der Kriminalitätsfurcht in diesem Stadtteil und desto schlechter ist die Bewertung der Lebensqualität seitens der Bewohner.
- Je höher die Kriminalitätsbelastung sowie die Kriminalitätsfurcht in einem Stadtteil sind und je schlechter die perzipierte Lebensqualität ist, desto größer ist der Anteil der Personen, die diesen Stadtteil verlassen. Unter ihnen sind Personen, die lokal eine soziale Kontrolle ausüben, überrepräsentiert. Dies führt zu einer Reduzierung der Bevölkerungsdichte und zu einer Änderung der Bevölkerungsstruktur.
- Eine Veränderung der Bevölkerungsstruktur verändert die Strukturbedingungen und das Kontrollpotential in einem Stadtteil.

Zusammenfassend gesehen sind demnach Strukturbedingungen Ursachen für Kriminalitätsbelastung, Kriminalitätsfurcht und Lebensqualität. Diese Merkmale eines Stadtteils bedingen eine Änderung der Bevölkerungsstruktur, und dies führt in einem Rückkopplungsprozess zu einer Veränderung von Strukturbedingungen. Graphisch lässt sich dieser Prozess wie in Schaubild 1 darstellen.

Die theoriegeschichtliche und systematische Verortung des Broken-Windows-Ansatzes als einer ökologischen Kriminalitätstheorie macht deutlich, dass der sozialen Kontrolle innerhalb eines Stadtteils entscheidende Bedeutung zukommt, wenn man die Entwicklung eines Stadtteils beurteilen und prognostizieren will. Demnach

treten Verfallserscheinungen innerhalb von Stadtteilen auf, wenn bestimmte Voraussetzungen für den Abbau sozialer Kontrolle vorliegen. Dazu gehören insbesondere eine hohe Wohndichte, eine überdurchschnittliche Heterogenität und eine überdurchschnittliche Individualisierung der Bevölkerung.

Schaubild 1: Konzeption einer ökologischen Kriminalitätstheorie



Diese Faktoren, so die Aussagen der ökologischen Kriminalitätstheorien, erschweren den Aufbau sozialer Netzwerke und lassen davon betroffene Stadtteile gegenüber solchen Stadtteilen ins Hintertreffen geraten, in denen die Voraussetzungen für den Aufbau sozialer Kontrolle bestehen. Stadtgebiete, in denen soziale Kontrolle nicht funktioniert, weisen eine höhere Kriminalitätsfurcht auf und werden von den Bewohnern in der Lebensqualität schlechter eingestuft. Sie werden als Wohngebiete unattraktiv. Dies drückt sich in einer negativen Bevölkerungsentwicklung aus, die wiederum die Vorstufe zu steigender Kriminalität darstellt.

2. Fragestellung der Untersuchung, Datenquellen, Operationalisierungen

Die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung ist auf die Erklärungsmechanismen des oben beschriebenen ökologischen Ansatzes konzentriert. Untersucht wurde, ob die theoretisch postulierten Beziehungen zwischen strukturell-ökologischen – d.h. die soziale Kontrolle beeinflussenden – Merkmalen von Stadtteilen und Kriminalitätsbelastung, Kriminalitätsfurcht bzw. perzipierter Lebensqualität durch empirische Daten falsifiziert werden können.

Die Daten, die zur Prüfung dieser Fragen verwendet wurden, sind Umfragedaten aus und Strukturdaten für Heidelberg und Freiburg. Diese Städte wurden ausgewählt, weil anzunehmen ist, dass in ihnen soziale Entstrukturierungsprozesse besonders weit fortgeschritten sind. Während für die Chicago School eine soziale und ethnische Segmentierung der Gesellschaft im Vordergrund steht, spielt dies nach der Ansicht von Beck (1983; 1986) und Esser (1991) in heutigen westlichen Gesellschaften nur eine untergeordnete Rolle. Diese werden von den genannten Autoren als weitgehend entstrukturiert und individualisiert charakterisiert. Somit ist nicht auszuschließen, dass eine ökologische Kriminalitätstheorie, die ja auf Arbeiten der Chicago School aufbaut, in entstrukturierten Gesellschaften nicht relevant ist. Dies kann am besten mit Daten aus Städten geprüft werden, in denen soziale Entstrukturierungsprozesse besonders weit fortgeschritten sind.

Die Strukturdaten sind veröffentlichte Statistiken vom Amt für Stadtentwicklung und Statistik Heidelberg (1999) bzw. vom Amt für Statistik und Einwohnerwesen der Stadt Freiburg. Die Umfragedaten stammen aus einem Projekt, das am Institut für Kriminologie der Universität Heidelberg von Dieter Dölling und Dieter Hermann unter der Mitarbeit von Wolfgang Weninger durchgeführt wurde. Das Projekt behandelt den Einfluss von Wertorientierungen und Lebensstilen auf Viktimisierungen, Kriminalitätsfurcht und selbstberichtete Delinquenz (Dölling/Hermann 1998; Hermann/Dölling 2001). Das Forschungsvorhaben wurde vom Weissen Ring und von der Stadt Heidelberg gefördert. Sowohl die Strukturdaten als auch die Umfragedaten stammen aus dem Jahr 1998.

2.1 Strukturdaten für die Städte Heidelberg und Freiburg

Heidelberg hat insgesamt vierzehn Stadtteile, von denen umfangreiche Daten über Fläche, Einwohner (Zahl, Struktur, Dichte), Altersstruktur, Familienstand, Bevölkerungsentwicklung, Haushalte, Wohnungen etc. geführt werden und der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen.¹² Heidelberg hat ca. 133.000 Einwohner, ist also eine eher kleine Großstadt. Die Fläche beläuft sich auf 10.883 Hektar, wovon lediglich ein Viertel (2.766 Hektar) bebaut ist. Die Bevölkerungszahl der einzelnen Stadtteile beträgt zwischen 3.123 und 15.695 Personen. Die Wohndichte pro be-

bautem Hektar Grundfläche als einem wichtigen Indikator für den eher urbanen oder eher ländlichen Charakter eines Stadtteils schwankt zwischen 19,3 und 135,8 Personen; für ganz Heidelberg beträgt sie 48. Diese Variable wurde als wichtiges Strukturdatum, das Rückschlüsse auf das Ausmaß sozialer Kontrolle in einem Stadtteil zulässt, einbezogen. Daneben wurden berücksichtigt: Bevölkerungsentwicklung, Mietspiegel, Anteil der Einpersonenhaushalte, Ausländeranteil, Anteil der 10-17-jährigen und Männeranteil.

Die Bevölkerungsentwicklung ist beim Broken-Windows-Ansatz genauso wie bei jeder anderen ökologischen Kriminalitätstheorie ein wesentlicher Indikator dafür, ob ein Stadtteil eher attraktiv oder eher unattraktiv wirkt. Der Wegzug von altingesessenen Bewohnern (aus welchen Gründen auch immer) bewirkt die Schwächung sozialer Netzwerke innerhalb des betroffenen Stadtteils. Hierbei ist zu beachten, dass Heidelberg im Erhebungszeitraum insgesamt einen Bevölkerungszuwachs hatte. Abwanderung aus einem Stadtteil ist daher ungewöhnlich und umso aussagekräftiger. Auch der Mietspiegel gibt Aufschluss über die Attraktivität eines Viertels, darüber hinaus ist er ein Indikator für den baulichen und infrastrukturellen Zustand der Umgebung. Der Anteil der Einpersonenhaushalte lässt Rückschlüsse darauf zu, in wie weit familiär bedingte und unterstützte nachbarschaftliche Beziehungen innerhalb eines Stadtteils bestehen können und ist ein Maß für den Individualisierungsgrad in einem Stadtteil. Der Ausländeranteil zeigt die bevölkerungsstrukturelle Homogenität oder Heterogenität der Wohngegend an. Der Anteil an Männern und an Jugendlichen gibt weiteren Aufschluss über die Bevölkerungsstruktur. Die Verteilung der einzelnen Strukturdaten auf die Stadtteile wird aus Tabelle 1 ersichtlich.

Die Tabelle zeigt, dass bei den ausgewählten Strukturdaten in den einzelnen Kategorien unterschiedlich auffällige Differenzen zwischen den einzelnen Stadtteilen bestehen. So ist der Männeranteil bei allen Stadtteilen sehr ähnlich (zwischen 44,4 und 48,9 %). Relativ starke Unterschiede weisen dagegen der Ausländeranteil (9,4 bis 24,6 %), die Wohndichte (19,3 bis 135,8 Personen pro bebautem Hektar Grundfläche), der Anteil an Einpersonenhaushalten (zwischen 34,1 und 70,3 %) und die Bevölkerungsentwicklung auf (zwischen -2,18 und +3,48%).¹³

Freiburg hat mit 185.492 deutlich mehr Einwohner als Heidelberg, ist aber immer noch eine eher kleine Großstadt. Die Wohndichte, der Anteil an 1-Personenhaushalten sowie der Männer- und Jugendlichenanteil sind in beiden Städten annähernd gleich. Der Ausländeranteil ist in Freiburg mit 11,7 Prozent nicht unerheblich geringer. Die Spannweite der Stadtteilgrößen ist in Freiburg deutlich größer als in Heidelberg: der kleinste Stadtteil (Günterstal) hat knapp 1.600 Einwohner, der größte (Wiehre) über 21.000. Das Nebeneinander von eher städtisch und eher ländlich geprägten Stadtteilen entspricht der Situation in Heidelberg. Daten aus dem

Mietspiegel konnten in Freiburg nicht einbezogen werden, weil dieser nicht im gleichen Maße stadtteilbezogen ist wie in Heidelberg.

Tabelle 1: *Strukturdaten Heidelbergs und seiner Stadtteile*

Stadtteile	Einwohner	Anteil Ausländer	Anteil 10-17-jährig	Anteil Männer	Wohndichte ¹	Mietspiegel ²	Anteil Einpersonenhaushalte	Bevölkerungsentwicklung ³
Heidelberg	132.659	15,0	6,4	46,7	48,0	0	53,3	+0,68 (+912)
Altstadt	10.598	20,9	4,6	48,0	71,7	+40	65,0	+0,49 (+52)
Bergheim	5.988	24,6	5,4	47,5	57,3	+22	57,7	-2,18 (-131)
Boxberg	4.432	16,3	7,8	46,9	89,7	- 4	34,1	-0,99 (-44)
Emmertgrund	7.251	23,4	12,4	48,3	135,8	- 4	37,1	-0,44 (-32)
Handschuhshheim	15.600	9,4	5,8	44,4	69,1	+30	55,1	+0,07 (+11)
Kirchheim	15.695	14,6	7,9	47,0	46,3	+10	41,2	+0,59 (+94)
Neuenheim	13.624	16,4	4,8	44,1	44,9	+40	70,3	+2,35 (+320)
Pfaffengrund	7.792	10,3	6,5	48,0	37,4	0	35,3	+0,44 (+34)
Rohrbach	13.610	15,7	6,2	45,9	47,8	+17	51,7	+0,62 (+84)
Schlierbach	3.123	12,7	7,2	47,5	19,3	+19	51,7	+1,86 (+57)
Südstadt	4.116	15,6	4,6	45,4	33,2	+20	59,9	+0,15 (+6)
Weststadt	11.883	13,6	4,5	47,4	47,9	+30	61,6	+1,06 (+127)
Wieblingen	9.364	12,6	7,0	48,9	34,0	+11	44,0	+3,48 (+326)
Ziegelhausen	9.246	9,7	7,5	47,9	39,3	+17	40,5	+0,08 (+8)

¹ Einwohner je bebauten ha Grundfläche.

² Zu- und Abschläge nach Stadtgebiet laut Mietspiegel Heidelberg 1998.

³ Prozentual auf Bevölkerungszahl. In Klammern Saldo aus Zuzug und Wegzug 1998.

Der Vergleich der einzelnen Freiburger Stadtteile untereinander ergibt ähnliche Differenzen wie in Heidelberg, wobei die Spannweiten überwiegend etwas größer ausfallen. Der Männeranteil liegt zwischen 41,8 und 49,6 Prozent, der Ausländeranteil zwischen 2,6 und 20 Prozent, wobei der insgesamt geringere Ausländeranteil in Freiburg zum Ausdruck kommt. Der Prozentsatz der 1-Personenhaushalte liegt zwischen 22,2 und 73,4 Prozent. Eine geringere Spannweite als in Heidelberg weist die Wohndichte Freiburger Stadtteile auf. Sie liegt zwischen 29,3 Einwohner pro Hektar in Rieselfeld und 106,9 im benachbarten Weingarten. Besonderer Erwähnung bedarf der Stadtteil Rieselfeld: Er war im Jahre 1998 ein erst im Entstehen begriffenes Neubaugebiet. Dies drückt sich insbesondere in der Bevölkerungsentwicklung aus. Dort verzeichnete dieser Stadtteil einen Zuwachs von 57 Prozent! Da dieser Wert nur die besondere Situation eines neu gegründeten Wohngebietes ausdrückt und keinen Aufschluss über die ökologisch und zumindest mittelfristig bedingte Attraktivität des Stadtteils gibt, wurde er aus der Analyse ausgeschlossen. Somit verbleibt bei der Bevölkerungsentwicklung eine Spannweite von -3,4 bis +3,88 Prozent.

Tabelle 2: *Strukturdaten Freiburgs und seiner Stadtteile*

<i>Stadtteile</i>	<i>Einwohner</i>	<i>Anteil Ausländer</i>	<i>Anteil 10-17-jährig</i>	<i>Anteil Männer</i>	<i>Wohndichte</i>	<i>Anteil Einpersonenhaushalte</i>	<i>Bevölkerungsentwicklung</i>
Freiburg	185.492	11,7	7,3	46,7	51,3	53,8	-0,09% (-168)
Altstadt	6.692	12,6	3,4	47,5	61,7	73,4	-3,4% (-230)
Betzenhausen	12.677	14,2	6,7	46,7	95,2	51,7	-1,89 (-244)
Brühl	6.090	19,0	5,6	46,7	52,6	57,0	-0,19 (-12)
Ebnet	1.918	6,2	6,1	47,6	35,9	46,5	+0,05 (+1)
Günterstal	1.584	8,1	10,0	43,2	31,1	55,5	+0,70 (+11)
Haslach	17.599	14,2	7,7	47,6	62,5	53,6	-1,38 (-247)
Herdern	10.661	8,0	6,6	45,2	55,8	58,8	-0,68 (-74)
Hochdorf	5.061	9,4	11,3	49,3	31,0	32,3	-0,56 (-29)
Kappel	2.438	4,6	7,0	47,7	58,9	42,1	0,00 (+0)
Landwasser	7.114	9,4	10,0	45,8	98,0	37,7	-0,99 (-71)
Lehen	2.229	5,4	8,7	48,6	37,9	40,6	+0,36 (+8)
Littenweiler	7.125	10,8	7,2	44,3	48,5	50,0	-1,15 (-83)
Mooswald	6.811	10,7	6,3	48,7	49,6	50,9	-2,15 (-150)
Munzingen	2.171	7,3	10,2	49,2	44,6	32,2	+1,92 (+41)
Neuburg	3.967	10,3	6,1	41,8	43,7	67,3	-0,5% (-22)
Oberau	6.006	9,3	4,5	45,0	97,7	64,6	-0,64 (-39)
Opfingen	3.915	5,0	10,1	49,6	53,4	36,2	-1,21 (-48)
Rieselfeld	2.303	15,1	8,4	48,5	29,3	22,2	+56,99 (+836)
St. Georgen	11.725	10,3	7,6	48,4	32,5	50,4	+1,58 (+182)
Stühlinger	17.018	18,8	6,0	46,3	96,2	60,9	+0,02 (+4)
Tiengen	3.201	5,9	10,1	48,2	55,3	38,0	+3,88 (+120)
Waldsee	5.143	6,9	7,2	43,5	38,4	54,6	+2,41 (+121)
Waltershofen	2.200	2,6	12,5	48,9	41,4	27,1	-0,95 (-21)
Weingarten	10.624	20,0	10,1	47,0	106,9	40,0	-1,51 (-163)
Wiehre	21.495	9,6	6,6	45,6	71,0	60,5	-1,25 (-273)
Zähringen	7.725	7,9	6,2	47,3	48,3	52,3	+1,13 (+64)

Bei der Betrachtung der einzelnen Stadtteile mit Extremwerten fällt insbesondere die Freiburger Altstadt auf: sie hat den geringsten Anteil an Jugendlichen, den höchsten Anteil an Einpersonenhaushalten und den größten Bevölkerungswegzug. Weingarten hat den größten Ausländeranteil und die größte Wohndichte. Walters-hofen bildet demgegenüber den Gegenpol mit dem geringsten Ausländeranteil, dem höchsten Jugendlichenanteil, einer unterdurchschnittlichen Wohndichte und einem geringen Anteil an Einpersonenhaushalten. Der von der Bevölkerungsentwicklung attraktivste Stadtteil ist Tiengen, das darüber hinaus einen geringen Ausländeranteil, eine durchschnittliche Wohndichte, wenig Einpersonenhaushalte und überdurchschnittlich viele Jugendliche hat. Allerdings ist dieser Stadtteil mit nur 3.201 Einwohnern eher klein.

2.2 Befragungsdaten für die Städte Heidelberg und Freiburg

Die Bevölkerungsbefragung in den beiden untersuchten Städten wurde in schriftlicher Form durchgeführt. Sie fand im Mai und Juni 1998 statt. Die Grundgesamtheit bestand aus der Bevölkerung Heidelbergs und Freiburgs, aus Personen, die zum Befragungszeitpunkt mindestens 14 und höchstens 70 Jahre alt waren. Aus der Grundgesamtheit wurde eine repräsentative Zufallsstichprobe gezogen. In Heidelberg wurden 4.663 und in Freiburg 4.245 Fragebogen verteilt. Davon kamen insgesamt 2.930 Fragebogen ausgefüllt zurück. Der Rücklauf liegt bei 31 Prozent für Heidelberg und 35 Prozent für Freiburg.

In der Befragung wurden u.a. selbstberichtete Delinquenz, Viktimisierungen, Kriminalitätsfurcht, die Einschätzung der Lebensqualität, Lebensstile und demographische Merkmale erfragt.¹⁴ Die Fragen zur Opferwerdung und Kriminalitätsfurcht sind weitgehend dem Fragebogen zur Bevölkerungsbefragung in Calw, Ravensburg/Weingarten und Freiburg von der *Forschungsgruppe* „Kommunale Kriminalprävention in Baden Württemberg“ entnommen (Forschungsgruppe Kommunale Kriminalprävention in Baden Württemberg (1989). In den Fragen zur Opferwerdung wurden folgende Delikte berücksichtigt: Diebstahl eines Autos, eines Kraftrades oder eines Fahrrads, Diebstahl an/aus dem Auto, Beschädigung des Autos, Wohnungseinbruch, versuchter Wohnungseinbruch, Sachbeschädigung, Diebstahl, Raub, Körperverletzung, Bedrohung und sexuelle Belästigung.

Es wurde gefragt, ob sich das entsprechende Erlebnis innerhalb der letzten 12 Monate ereignet hat. Einige Fragen sind auf Personen als Opfer bezogen, andere, z.B. Delikte am und ums Auto, auf Haushaltsmitglieder. Die Prävalenzrate liegt bei 49 Prozent für Heidelberg und 55 Prozent für Freiburg. Somit wurde etwa jeder zweite Befragte persönlich oder ein Mitglied seines Haushalts innerhalb eines Jahres Opfer von mindestens einem der genannten Delikte. Bei der Messung der Kriminalitätsfurcht wurden Fragen zur affektiven und kognitiven Kriminalitätsfurcht sowie zum Vermeideverhalten berücksichtigt. Auf die Frage, „wie oft denken Sie daran, selbst Opfer einer Straftat zu werden“, antworteten 23 Prozent der Befragten aus Heidelberg mit oft oder sehr oft, in Freiburg waren es 20 Prozent. In Heidelberg haben 47 Prozent und in Freiburg 46 Prozent der Befragten gewisse Straßen oder Örtlichkeiten gemieden, um zu verhindern, dass Ihnen etwas passieren könnte.

Insgesamt gesehen ist in Heidelberg, ebenso wie in anderen Universitätsstädten, die Viktimisierungsrate relativ hoch, die Kriminalitätsfurcht hingegen relativ gering (Hermann 1999:4 ff.; Obergfell-Fuchs/Kury 1995). Außerdem wurden die Bürgerinnen und Bürger gefragt, ob und wie oft sie in den letzten 12 Monaten beziehungsweise seit dem 14. Lebensjahr bestimmte Straftaten verübt haben. Berücksichtigt wurden: Leistungerschleichung, Sachbeschädigung, Körperverletzung,

Drogenmissbrauch, Einbruch, Diebstahl, Trunkenheitsfahrt mit 0,8 Promille und mehr beziehungsweise 1,1 Promille und mehr. Etwa 38 Prozent der Befragten aus Heidelberg und 46 Prozent der befragten Freiburger haben in den letzten 12 Monaten mindestens eines dieser Delikte verübt. Die Messung der subjektiven Lebensqualität erfolgte durch die Frage nach der Einschätzung der Lebensqualität für den Stadtteil der Befragten anhand der Schulnotenskala. Der Durchschnittswert liegt bei 2,6 für Heidelberg und 2,4 für Freiburg.

2.3 Daten der ökologischen Analyse

Die statistische Analyse wurde mit Daten durchgeführt, die Stadtteile charakterisieren. Dazu mussten die verwendeten Individualdaten auf diese Ebene aggregiert werden. Die Messung der Kriminalitätsbelastung erfolgte durch die Bestimmung der Opferanteile in den Stadtteilen. Zur Kontrolle wurde die Analyse auch mit Täteranteilen durchgeführt¹⁵. Das Niveau der Kriminalitätsfurcht in einem Stadtteil und die Bewertung der Lebensqualität seitens der Wohnbevölkerung ist jeweils der Durchschnittswert der Angaben der Befragten des Stadtteils.

Die Untersuchung ist eine Querschnitterhebung, während die Hypothesen durch Rückkopplungseffekte dynamische Aspekte enthalten. Diese können bei der statistischen Analyse nicht berücksichtigt werden. Somit können zwar die Hypothesen der ökologischen Kriminalitätstheorie nicht vollständig überprüft werden, eine Falsifikation des Ansatzes ist jedoch trotzdem möglich.

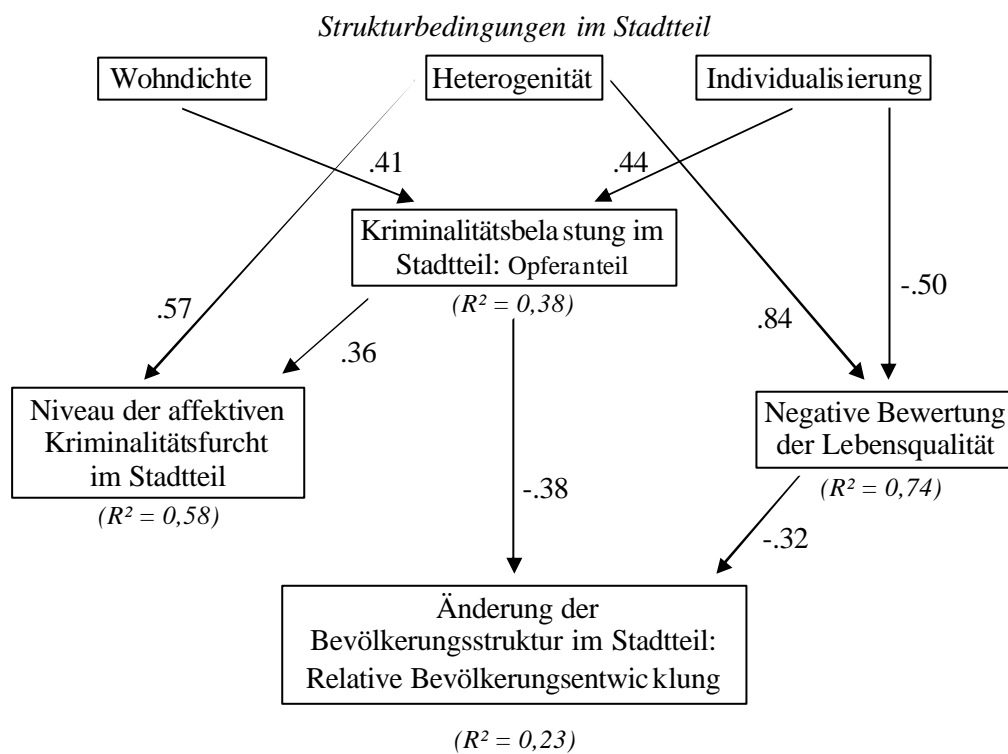
3. Überprüfung der Hypothesen einer ökologischen Kriminalitätstheorie

Die oben beschriebenen Hypothesen der ökologischen Kriminalitätstheorie wurden anhand der Struktur- und Befragungsdaten der 40 Stadtteile Heidelbergs und Freiburgs geprüft.¹⁶ Methodisch gesehen handelt es sich dabei um eine Totalerhebung, wobei die Messungen von Merkmalen aus den Bevölkerungsbefragungen mit Stichprobenfehlern behaftet sind. Verallgemeinerungen der Untersuchungsergebnisse über die untersuchten Städte hinaus sind nur auf der Plausibilitätsebene möglich. Allerdings ist auch mit den regional begrenzten Daten eine Hypothesenprüfung möglich, denn letztlich wird in den Hypothesen unterstellt, dass sie für alle Gemeinden gelten. Die Universalität der Hypothesen könnte somit mit dieser Untersuchung widerlegt werden.

Bei einer statistischen Analyse mit 40 Fällen muss die Anzahl der Variablen bei multivariaten Verfahren relativ klein sein. Deshalb wurde für die Hypothesenprüfung ein Pfadmodell¹⁷ entwickelt, das die postulierten Beziehungen abbildet, aber nur Variablen mit relevanten Effekten enthält. Dazu wurden in einem ersten Schritt

aus den oben beschriebenen Strukturdaten die Merkmale ausgewählt, die in bivariaten Analysen einen relevanten Einfluss auf die Kriminalitätsbelastung haben. Als Relevanzkriterium wurde das Signifikanzniveau der Korrelationskoeffizienten verwendet. Mit den relevanten Strukturmerkmalen, der Kriminalitätsbelastung, der Kriminalitätsfurcht, der perzipierten Lebensqualität und der Änderung der Bevölkerungsstruktur wurde in einem zweiten Schritt gemäß der in Schaubild 1 beschriebenen Konzeption einer ökologischen Kriminalitätstheorie ein Pfadmodell bestimmt, wobei alle nicht signifikanten Pfade als nicht relevant definiert und eliminiert wurden. Als weitere Vereinfachung wurde in dem Modell nur die affektive Dimension der Kriminalitätsfurcht berücksichtigt. Das Ergebnis der Analyse ist in Schaubild 2 festgehalten.

Schaubild 2: Überprüfung der Hypothesen einer ökologischen Kriminalitätstheorie durch eine Pfadanalyse



Heterogenität: Prozentualer Ausländeranteil

Individualisierung: Prozentualer Anteil der Einpersonenhaushalte

Lebensqualität: 1-sehr gut, ... , 6-sehr schlecht (Schulnotenskala)

Bevölkerungsentwicklung: Prozentuale Veränderung der Einwohnerzahlen

Die den Pfaden zugeordnete Zahlenwerte sind standardisierte partielle Regressionskoeffizienten. Eine Überprüfung der Linearität, Additivität und Multikollinearität des Pfadmodells ergab keine Hinweise auf Verletzungen der Anwendungsvoraussetzungen.¹⁸

Insgesamt gesehen bestätigen die Ergebnisse der empirischen Analyse weitgehend die oben vorgestellten Hypothesen einer ökologischen Kriminalitätstheorie. Zudem erlauben die Ergebnisse eine Differenzierung der Hypothesen.

Die strukturellen Bedingungen in einem Stadtteil beeinflussen die Kriminalitätsbelastung in diesem Stadtteil. Je höher Wohndichte und Individualisierungsgrad¹⁹ sind, desto größer ist die Kriminalitätsbelastung. Die Wohndichte dürfte hier ein Indikator für Anonymität sowie fehlende informelle Kontrolle sein und zudem Ausdruck des Urbanisierungsgrades. Die anderen Strukturbedingungen, insbesondere die Heterogenität der Wohnbevölkerung²⁰, haben keinen Einfluss auf dieses Merkmal. Anders ausgedrückt: Die Wahrscheinlichkeit einer Viktimisierung für einen Bewohner eines Stadtteils ändert sich nicht, wenn sich der Ausländeranteil in dem Stadtteil erhöht, vorausgesetzt, die Bevölkerungsdichte und die Familienstruktur der Bewohner bleiben unverändert. Zum gleichen Ergebnis gelangte auch Eisner (1997: 121) in einer Analyse polizeilich registrierter Gewaltdelikte in 24 Kantonen der Schweiz.

Das Niveau der Kriminalitätsfurcht in einem Stadtteil wird von lokalen Strukturbedingungen und von der Kriminalitätsbelastung beeinflusst. Je ausgeprägter die Heterogenität und je höher die Kriminalitätsbelastung ist, desto größer ist auch die Kriminalitätsfurcht. An diesen Ergebnissen wird sowohl die rationale als auch die irrationale Komponente der Kriminalitätsfurcht deutlich. Der Zusammenhang zwischen Kriminalitätsbelastung und Kriminalitätsfurcht ist rational nachvollziehbar, der Zusammenhang zwischen Ausländeranteil und Kriminalitätsfurcht hingegen nicht, denn der Ausländeranteil hat keinen Einfluss auf die Kriminalitätsbelastung – vermutlich steht dies im Gegensatz zu den Alltagstheorien vieler Personen.

Mit den hier verwendeten aggregierten Daten ist ein Zusammenhang zwischen Kriminalität und Kriminalitätsfurcht nachweisbar. Die Fragen, ob eine Opferwerdung die Kriminalitätsfurcht verändert und ob sich Opfer von Nichtopfern in der Kriminalitätsfurcht unterscheiden, werden meist auf der Individualebene untersucht und unterschiedlich beantwortet. Einen Zusammenhang zwischen Opferwerdung und Kriminalitätsfurcht verneinten schon Lewis/Salem (1981). Boers (1991) kommt, mit der Ausnahme von Sexualdelikten, aufgrund einer Opferbefragung in Hamburg zu einer Ablehnung der Opferperspektive für die Erklärung der Kriminalitätsfurcht. In der Arbeit von Kury und Würger (1993) ist eine Forschungsübersicht zu der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Opfererfahrung und Kriminalitätsfurcht enthalten. Demnach wird zwar in den meisten Untersuchungen ein

Zusammenhang gefunden, der aber oft relativ schwach ist. Auch in der von Kury und Würger durchgeführten Analyse von über 40.000 Fällen aus Befragungen zur Kriminalitätsfurcht und Opferwerdung in verschiedenen Ländern kann der Zusammenhang nicht für alle Länder gefunden werden. Alle diese Untersuchungen basieren auf Individualdaten. In der vorliegenden Studie wurden hingegen Aggregatdaten verwendet – und dies erklärt zumindest teilweise die Diskrepanzen zwischen den Ergebnissen von Untersuchungen mit unterschiedlichen Konzepten. Geht man davon aus, dass sich auch Viktimisierungen im Familienkreis und unter Nachbarn auf die Kriminalitätsfurcht auswirken, wird dieser Mechanismus in Studien mit Individualdaten nicht berücksichtigt. In Aggregatdaten hingegen gehen solche Viktimisierungen zumindest teilweise in die Messung der Kriminalitätsbelastung ein. Somit ist anzunehmen, dass die Unterschiede zwischen dieser Studie und anderen mit Individualdaten auf Fehlspezifikationen in den Modellen zur Erklärung individueller Kriminalitätsfurcht basieren.²¹

Das Niveau perzipierter Lebensqualität in einem Stadtteil ist von der Heterogenität und vom Individualisierungsgrad in dem Stadtteil abhängig. Je größer die Heterogenität und je geringer der Individualisierungsgrad ist, desto schlechter ist die Bewertung der Lebensqualität. Dieses Merkmal sowie die Kriminalitätsbelastung beeinflussen die Bevölkerungsentwicklung. Je größer die Kriminalitätsbelastung und je schlechter die Lebensqualität in einem Stadtteil ist, desto größer ist der Anteil der Personen, die aus dem Stadtteil wegziehen.

Die Bevölkerungsentwicklung in einem Stadtteil hat rein rechnerisch einen unmittelbaren Einfluss auf die Bevölkerungsstruktur in dem Stadtteil. Je mehr Personen aus einem Stadtteil wegziehen, desto geringer wird die Bevölkerungsdichte. Somit gibt es einen Rückkopplungseffekt von der Bevölkerungsentwicklung zu den Strukturbedingungen in einem Stadtteil. Das bedeutet, dass Stadtteile zumindest teilweise als selbstregulierende Systeme betrachtet werden können. Durch einen Anstieg der Kriminalität steigt der Anteil der Personen, die aus dem Stadtteil wegziehen, die Bevölkerungsdichte wird geringer und dies reduziert nach den oben beschriebenen Ergebnissen der empirischen Untersuchung die Kriminalitätsbelastung, vorausgesetzt, die Heterogenität und das Individualisierungsniveau ändern sich nicht. Nach dem Broken-Windows-Ansatz führt jedoch ein Wegzug von Personen aus einem Stadtteil aufgrund von Strukturproblemen und wachsender Kriminalität auch zu einer Veränderung der Strukturbedingungen. Eine solche Hypothese kann jedoch mit den vorliegenden Daten nicht geprüft werden. Insgesamt gesehen kann durch die empirische Analyse die skizzierte ökologische Kriminalitätstheorie nicht falsifiziert werden.

4. Erweiterung der ökologischen Kriminalitätstheorie durch den Lebensstilansatz

In der Chicago School als dem Vorläufer ökologischer Kriminalitätstheorien wurden die Unterschiede in der Kriminalitätsbelastung der einzelnen Stadtteilen mit der unterschiedlichen Bevölkerungsstruktur in den Stadtteilen erklärt. Die baulichen und strukturell-ökologischen Bedingungen in den verschiedenen Stadtteilen seien lediglich Folgewirkungen der unterschiedlichen Bewohnerstruktur. Diese unterscheidet sich – stadtteilspezifisch – in der ethnischen Zusammensetzung und der sozialen Schichtung und erkläre daher die Unterschiede in der Kriminalitätsbelastung.

Eine solche Beschreibung einer Gesellschaft war vermutlich für die USA in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zutreffend. Akzeptiert man aber die Analysen von Beck (1983; 1986) und Esser (1991), sind moderne, westlich orientierte Gesellschaften nicht mehr stark segmentiert, sondern entstrukturiert und individualisiert. Ethnien und soziale Schichten sind nicht mehr im gleichen Maße wie in den 20er und 30er Jahren in bestimmten Stadtteilen verortet. Stattdessen bietet sich der Lebensstilansatz zur Erklärung der unterschiedlichen Kriminalitätsraten in den einzelnen Stadtteilen an. Die Verwendung des Lebensstilmodells als Alternative oder Ergänzung ökologischer Modelle liegt nahe, denn zumindest in der soziologischen Diskussion traut man diesem Ansatz zu, den Zusammenhang zwischen strukturell bedingten Lebenschancen und Lebensführung (wieder) herzustellen (Müller/Wehrich 1990: 3). Zudem wurde der Lebensstilansatz erfolgreich zur Erklärung unterschiedlicher Viktimisierungsrisiken und delinquenten Verhaltens eingesetzt.²²

Die Lebensstilforschung hat vor allem aufgrund der zunehmenden Komplexität moderner Gesellschaften an Bedeutung gewonnen (Müller 1993). Sie wird beispielsweise im Bereich der Soziologie, Psychologie, Kriminologie und Marktforschung angewendet (Müller/Wehrich 1990), um die zunehmende Entstrukturierung und Vereinzelung der Individuen in modernen Gesellschaften zu berücksichtigen. Deshalb soll geprüft werden, ob das oben beschriebene Modell der ökologischen Kriminalitätstheorie durch den Lebensstilansatz ergänzt werden kann. Zudem zeigen Analysen auf der Individualebene, dass Personen mit bestimmten Lebensstilen bestimmte Stadtteile als Wohnort präferieren, so dass sich die Stadtteile in modernen Gesellschaften vor allem durch die Lebensstile ihrer Bewohner unterscheiden (Hermann/Laue 2001). In einem zweiten Schritt wurde daher geprüft, ob nicht mit Hilfe des Lebensstilansatzes das Modell zur Erklärung von Kriminalitätsbelastung und Kriminalitätsfurcht verbessert werden kann.

Lebensstile wurden als strukturierte Muster der Lebensführung operationalisiert, als Verhaltensmuster, die für Personengruppen charakteristisch und für andere Menschen erkennbar sind (Müller 1993). Dabei wurden folgende Dimensionen berücksichtigt: Konsumverhalten, Freizeitverhalten und Verhalten im Leistungsbereich wie Arbeitsintensität und Relevanz des Berufs – das sind expressive Lebensstile –, zudem Beziehungen zur Familie als interaktiver Lebensstil und schließlich idealistische Verhaltensmuster wie umweltbewusstes und altruistisches Verhalten, egozentrisch hedonistische Verhaltensmuster, ziel- und prinzipienorientiertes Verhalten, also evaluative Lebensstile.²³

Es ist nahe liegend, für die Erklärung von Kriminalitätsbelastungen Lebensstilbereiche zu berücksichtigen, die einen Einfluss auf die Gelegenheitsstruktur von Viktimisierungen haben. Hindelang u.a. (1978) haben ein viktimologisches Lebensstilmodells entwickelt, nach dem durch den Lebensstil einer Person ihr präferierter Aufenthaltsort und ihre bevorzugten Sozialkontakte bestimmt werden. Spellerberg (1996) unterscheidet zwischen inner- und außerhäuslichem Lebensstil. Diese Differenzierung ergänzt das Hindelangsche Viktimisierungsmodell, so dass die Hypothese, eine höhere Viktimisierungswahrscheinlichkeit ist durch einen außerhäuslichen Lebensstil bedingt, plausibel ist. Diese Hypothese wird, auf die Individualebene bezogen, in der Arbeit von Hermann und Dölling (2001) bestätigt. Die dort verwendete Operationalisierung wurde für die vorliegende Analyse übernommen. Dazu wurden die Lebensstile, die die Beziehung zu Freunden und zur Familie sowie die Sparsamkeit und Bescheidenheit beim Konsumverhalten erfassen, zu einem Index zusammengefasst. Ein bescheidenes Konsumverhalten, Sparsamkeit, häufige und lange Kontakte zu Familie und Freunden kennzeichnen einen innerhäuslichen Lebensstil, während ein großzügiges oder verschwenderisches Konsumverhalten ohne enge soziale Bindungen den außerhäuslichen Lebensstil beschreibt. Durch diese Operationalisierungen überschneidet sich der gewählte Ansatz mit der Routine-Activity-Theorie von Cohen und Felson (1979).

In Anlehnung an die Ergebnisse der Arbeiten von Hindelang u. a. sowie Hermann und Dölling soll hier geprüft werden, ob neben Strukturproblemen in den Stadtteilen die Verteilung der Personen auf inner- und außerhäusliche Lebensstile in einem Stadtteil die lokale Kriminalitätsbelastung beeinflusst. Bei der statistischen Analyse zur Untersuchung der genannten Frage wird die Kriminalitätsbelastung sowohl als Opferanteil in einem Stadtteil, differenziert nach Deliktsarten²⁴, als auch zu Kontrollzwecken als Täteranteil berücksichtigt. In einem ersten Schritt wurde somit die Kriminalitätsbelastung durch Wohndichte, Heterogenität und Individualisierungsgrad erklärt (Modell 1), in einem zweiten Schritt wurden diese unabhängigen Variablen durch ein Lebensstilmerkmal ergänzt, das die Ausprägung des inner- bzw. außerhäuslichen Lebensstils misst (Modell 2). Die Effektstärken

wurden durch multiple Regressionen bestimmt und die angegebenen Parameterschätzungen sind standardisierte Werte. Das Ergebnis der Analysen ist in Tabelle 3 zusammengefasst.

Tabelle 3: *Der Einfluss von Strukturbedingungen und Lebensstilen auf die Kriminalitätsbelastung in Stadtteilen*

Modell	unabhängige Variablen	abhängige Variablen				
		Opferanteil			Täteranteil	
		Alle Delikte	Delikte mit materiellem Schaden	Delikte mit Personenschaden	Alle Delikte 1 Jahr	Alle Delikte seit 14
1	Heterogenität	0,00 ^{ns}	0,02 ^{ns}	-0,01 ^{ns}	-0,30 ^{ns}	-0,11 ^{ns}
	Wohndichte	0,41	0,44	0,11 ^{ns}	0,03 ^{ns}	0,02 ^{ns}
	Individualisierung	0,44	0,46	0,15 ^{ns}	0,43	0,58
	Erklärte Varianz (R ²)	0,38	0,43	0,04 ^{ns}	0,20	0,32
2	Heterogenität	0,02 ^{ns}	0,02 ^{ns}	0,09 ^{ns}	-0,14 ^{ns}	0,01 ^{ns}
	Wohndichte	0,41	0,43	0,09 ^{ns}	0,00 ^{ns}	-0,04 ^{ns}
	Individualisierung	0,40	0,45	-0,06 ^{ns}	0,08 ^{ns}	0,33
	Inner- bzw. außerhäu- slicher Lebensstil	-0,07 ^{ns}	-0,02 ^{ns}	-0,35	-0,57	-0,40
	Erklärte Varianz (R ²)	0,39	0,43	0,11	0,41	0,42

ns: nicht signifikant

Auch bei dieser Analyse ergab eine Überprüfung der Linearität, Additivität und Multikollinearität der Pfadmodelle keine Hinweise auf Verletzungen der Anwendungsvoraussetzungen.²⁵ Die Ergebnisse zeigen, dass Wohndichte und Individualisierungsniveau eines Stadtteils zwar einen Einfluss auf die Kriminalitätsbelastung des Stadtteils haben, aber nicht in Bezug auf alle Deliktsarten. Diese Beziehung gilt in erster Linie für Straftaten, die zu einem materiellen Schaden führen. Die Belastung eines Stadtteils mit Straftaten, die zu Personenschäden führten, sind von den genannten Strukturproblemen unabhängig. Bei diesen Delikten hat jedoch die Verteilung der Personen auf einen inner- bzw. außerhäu- slichen Lebensstil ein hohes Erklärungspotenzial für die lokale Kriminalitätsbelastung. Somit gibt es erstens eine Beziehung zwischen dem Umfang problematischer Strukturbedingungen und der Belastung eines Stadtteils mit Straftaten mit materiellem Schaden, und zweitens gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Lebensstil der Bewohner eines Stadtteils und der Belastung mit Straftaten mit körperlichem Schaden. Die Kontrollberechnungen mittels der Täteranteile bestätigen den relativ großen Effekt von Lebensstilen auf Delinquenz.

Pflegen in einem Stadtteil relativ viele Personen einen außerhäuslichen Lebensstil, ist in der Region der Anteil der Personen, die Opfer einer Straftat mit Körperschaden wurden, verhältnismäßig hoch. Dieser Lebensstil ist mit einer bestimmten Werthaltung verknüpft und ist in bestimmten Gruppierungen überrepräsentiert: Es sind meist Personen, die traditionelle Werte ablehnen, jung und unverheiratet sind und eine relativ niedrige Schulbildung besitzen (Hermann/Dölling 2001). Diese Beschreibung der Personengruppe lässt vermuten, dass ihre Lebensführung auch Verhaltensmuster umfasst, die durch eine relativ „günstige“ Gelegenheitsstruktur für Viktimisierungen ihrer Person gekennzeichnet sind.

Insgesamt gesehen zeigen die Untersuchungsergebnisse einen Schwachpunkt des Broken-Windows-Ansatzes auf: Strukturelle Änderungen in Städten führen zwar zu einer Reduzierung von Straftaten mit materiellen Schäden, aber die Begehungshäufigkeit von Straftaten mit Personenschaden wird durch solche Maßnahmen nicht verändert. Dies legt eine Erweiterung der oben beschriebenen ökologischen Kriminalitätstheorie nahe, denn nicht nur die Strukturmerkmale eines Stadtteils, sondern auch die Lebensstile der Bewohner beeinflussen die dortige Kriminalitätsbelastung. Betrachtet man nur Delikte, die einen Täter-Opfer-Kontakt voraussetzen, ist die Kriminalitätsbelastung von Strukturmerkmalen des Stadtteils unabhängig, aber von den Lebensstilen der Bewohner abhängig. Bei Delikten, die einen Täter-Opfer-Kontakt nicht notwendig voraussetzen, gelten genau die umgekehrten Beziehungen zwischen den genannten Merkmalen.

5. Schlussfolgerungen

Die Analyseergebnisse bestätigen wesentliche Hypothesen ökologischer Kriminalitätstheorien, legen aber auch ihre Erweiterung durch den Lebensstilansatz nahe. Durch diese Erweiterung kann man die Erfolgchancen für Präventionsmaßnahmen erhöhen, ohne ganze Personengruppen zu stigmatisieren. Kriminalpräventive Aktivitäten, die den Abbau von Strukturdefiziten – insbesondere die Verbesserung struktureller Bedingungen in Stadtteilen mit hoher Kriminalitätsbelastung und hoher Kriminalitätsfurcht – zum Ziel haben, reduzieren die Kriminalitätsbelastung und die Kriminalitätsfurcht und verbessern die Bewertung der Lebensqualität. Allerdings kann der Anteil der Opfer von Delikten mit Personenschaden durch die hier untersuchten Strukturmaßnahmen kaum beeinflusst werden. Kriminalpräventive Maßnahmen, die auf Personen mit bestimmten Lebensstilen ausgerichtet sind, können das Präventionsergebnis deutlich verbessern. Solche Maßnahmen sind auch Erfolg versprechend, wenn eine Reduzierung von Opferzahlen für Delikte mit einem Körperschaden angestrebt wird.

Kriminalpräventive Maßnahmen auf der Grundlage des Lebensstilansatzes könnten beispielsweise Trainingsangebote für Personen sein, die einem relativ hohen Viktimisierungsrisiko ausgesetzt sind – das sind insbesondere Personen mit einem außerhäuslichen Lebensstil.²⁶ Weitere Möglichkeiten der Umsetzung wären die gezielte Veränderung von Gelegenheitsstrukturen für die Opferwerdung von Personen mit außerhäuslichem Lebensstil und die Förderung informeller Sozialkontrolle für diesen Personenkreis. Kriminalpräventive Maßnahmen auf der Basis einer ökologischen Kriminalitätstheorie haben zumindest aus labelingtheoretischer Sicht den Vorteil, dass auf eine täterzentrierte Sichtweise verzichtet wird und somit die Gefahr einer Stigmatisierung verhältnismäßig gering ist.

Anmerkungen

- 1 Eine umfang- und materialreiche, allerdings über weite Strecken äußerst unkritische Darstellung neuer Polizeistategien in US-amerikanischen Großstädten, insbesondere New York City bieten G.L. Kelling und C. Coles (1990). Eine neue kritischere Analyse stammt von Green (1999). Aus deutscher Sicht siehe Dreher/Feltes (1997) und Ortner/Pilgram/Steinert (1998).
- 2 Siehe zum Beispiel die „Aktion Sicherheitsnetz“ des ehemaligen Bundesinnenministers Kantscher, die – ausdrücklich unter Berufung auf amerikanische Vorbilder – zur Verbesserung der Sicherheitslage in Großstädten ein konsequentes Vorgehen auch gegen „Alltagskriminalität“ fordert.
- 3 Siehe zuletzt aus kriminologischer Sicht Streng (1998), Laue (1999); mögliche Auswirkungen auf das deutsche Jugendstrafrecht untersucht (und verneint) Walter (1998).
- 4 Unmittelbares Ziel dieser veränderten Polizeitaktik ist der verstärkte Einsatz von Fußpatrouillen nach dem Vorbild des Newark Foot Patrol Experiment (Wilson/Kelling 1996: 121 f., 129 f.). Eingehend zum Newark Foot Patrol Experiment siehe Pate (1986). Die verschiedenen Polizeitaktiken in den USA des 20. Jahrhunderts beschreibt Kelling/Coles (1996: 70 ff.) ausführlich.
- 5 Als empirischen Beleg für diese Aussage nehmen Wilson/Kelling die Experimente des Psychologen Zimbardo (1969), der in der Bronx, New York City und in Palo Alto, Kalifornien, jeweils ein altes Auto abgestellt hat, um zu beobachten, wie Passanten darauf reagieren. In der Bronx wurde das Auto in kürzester Zeit völlig zerstört und ausgeschlachtet, in Palo Alto, also einer „gehobenen“ Gegend, geschah zunächst eine Woche lang gar nichts. Die Aussage von Wilson/Kelling, dass in jeder Gegend das Gleiche geschehe, ist von diesem Experiment gerade nicht belegbar; siehe dazu ausführlich Laue (1999), S. 280 ff.
- 6 „Der ungehinderte Bettler ist in diesem Sinne das erste zerbrochene Fenster.“ (Wilson/Kelling 1996: 129)
- 7 Die Erkenntnis, dass Kriminalitätsfurcht eher von diesen verunsichernden Zeichen urbaner Unordnung als von erlebter oder bezugter Viktimisierung verursacht wird, hat sich in den 70er Jahren durchgesetzt. Sie stammte von den Untersuchungen von Biderman et al (1967), insbesondere S. 160, und führte zu der sog. „Soziale-Kontrolle-Perspektive“, die als Präventionsmodell die „Viktimisierungsperspektive“ abgelöst hat. Siehe zu dieser Entwicklung Lewis/Salem (1981), Boers (1991), S. 45 ff., 113 ff. sowie Laue (1999), S. 282 ff.
- 8 Siehe beispielsweise Greene (1999). Vgl. auch die sehr einseitigen, aber dennoch in der Vermittlung von Fakten informativen Schilderungen des Widerstands von Teilen der amerikani-

schen Bevölkerung gegen die veränderte Polizeitaktik in US-amerikanischen Städten und die daraus entstandene Flut an (verfassungsrechtlichen) Klagen bei Kelling/Coles (1996, S. 38 ff., 125 ff., 138 ff.), die allerdings in der Möglichkeit, solche Klagen einzubringen, bereits eine weit übertriebene Rechtsstaatlichkeit sehen, die der Gewaltkriminalität in den USA erst den Boden bereitet hatte.

- 9 In diesem Zusammenhang weist Jacobs (1976: 31) den Ladenbesitzern eine besondere Rolle als Garanten für Sicherheit und Ordnung zu: „Sie mögen weder zerbrochene Fensterscheiben noch Überfälle“. Möglicherweise hat diese Gleichstellung von Unordnung und Kriminalität das Vorbild für das Broken-Windows-Bild gegeben?
- 10 Stark 1987: 896, versteht darunter die Kenntnis des einen Bewohners von der Schlechtigkeit des anderen. In Anlehnung an Goffman (1959) meint Stark, dass es Menschen wichtig sei, einige Züge der Persönlichkeit vor der Außenwelt zu verbergen. Dies ist in Stadtgebieten mit hoher Wohndichte schwieriger, denn man erfährt sehr viel vom Nachbarn, was dieser eigentlich gerne verborgen hätte. Dies wiederum führt bei der Außenwelt zu der Überzeugung, dass alle Menschen moralisch schlechter seien, als sie sich darzustellen versuchten. Diese Kenntnis bezeichnet Stark als „moral cynicism“.
- 11 Eine ökologische Theorie enthält Aussagen über Teilsysteme, meist über geographisch getrennte Einheiten. Hier werden diese Einheiten in Anlehnung an die Praxis als „Stadtteile“ bezeichnet.
- 12 Unter anderem über Internet unter: „<http://www.heidelberg.de/index2.htm>“.
- 13 Eine ausführliche Analyse der Strukturdaten aller Heidelberger Stadtteile findet sich bei Hermann/Laue (2001).
- 14 Eine differenzierte Beschreibung ist bei Dölling/Hermann (1998), Hermann/Dölling (2001) und Hermann (1999) zu finden.
- 15 Die Messung der Kriminalitätsbelastung durch Viktimisierungen ist jedoch zuverlässiger als die Verwendung von Fragen zur selbstberichteten Delinquenz (Hermann/Weninger 1999).
- 16 Allerdings wurde das Ausmaß der sozialen Kontrolle in einem Stadtteil nicht gemessen, so dass Hypothesen zu diesem Merkmal nicht geprüft werden konnten.
- 17 Die Pfadanalyse ist ein statistisches Verfahren, mit dem die Stärken von Einflussbeziehungen in komplexen Beziehungsgeflechten von Variablen bestimmt werden können. Das Verfahren wird häufig dazu verwendet, Kausalmodelle zu entwickeln oder deren Gültigkeit zu prüfen (Hermann 1984; Opp/Schmidt 1976).
- 18 Die Methoden der Überprüfung der Anwendungsvoraussetzungen der Pfadanalyse sind in Hermann (1989: 167 ff.) beschrieben. Die Plots ‚Residuum versus Vorhersagewert‘ bestehen aus zufällig verteilten Punkten und alle Toleranzwerte liegen über 0,9.
- 19 Der Individualisierungsgrad ist, wie bereits erwähnt, als Anteil der Einpersonenhaushalte an allen Haushalten eines Stadtteils operationalisiert.
- 20 Die Heterogenität der Wohnbevölkerung ist durch den Ausländeranteil in einem Stadtteil erfasst.
- 21 Ein weiterer Grund für nicht vorhandene oder geringe Zusammenhänge zwischen Opferwerdung und Kriminalitätsfurcht in vielen Untersuchungen liegt vermutlich auch in der Anwendung statistischer Methoden, die den verzerrenden Einfluss von Messfehlern auf Parameterschätzungen nicht ausgleichen können. In der Studie von Hermann und Dölling (2001) hingegen konnte durch eine statistische Methode, mit der Messfehler berücksichtigt werden können, ein deutlicher Zusammenhang zwischen den beiden Merkmalen nachgewiesen werden.
- 22 Hindelang, Gottfredson und Garofalo (1978) haben anhand einer empirischen Untersuchung ein viktimologisches Lebensstilmodell konzipiert. Demnach sind Viktimisierungen nicht zufällig

über Raum und Zeit verteilt sind, sondern auf besondere Orte und Zeitperioden sowie auf bestimmte Personen konzentriert. Mit dem Lebensstil, darunter verstehen die Autoren vor allem die Häufigkeit des Ausgehens, korrespondiert das Risiko, Opfer einer Straftat zu werden. Göppinger (1983) hat den Lebensstilansatz zu einem Vergleich zwischen Inhaftierten und Nicht-Inhaftierten genutzt. Das Ergebnis ist, dass sich beide Gruppen in ihren Lebensstilen – bezogen auf die Zeit vor der Inhaftierung – insbesondere im Freizeit- und Leistungsbereich erheblich voneinander unterscheiden. Lebensstile sind somit Faktoren, die für die Erklärung von Viktimisierungen und zudem für die Erklärung sanktionierten delinquenten Handelns eingesetzt werden können.

- 23 Zur Messung der Lebensstile wurde eine Liste von Aussagen vorgegeben, die persönliche Lebensstile beschreiben. Mittels einer fünfstufigen Ratingskala war der Grad der Zustimmung oder Ablehnung einer Position charakterisierbar. Zwei Beispiele solcher Aussagen waren: „Meine Freizeit ist weitgehend verplant“ und „Ich habe so viele Verpflichtungen, zum Beispiel Überstunden, Ehrenämter und Fortbildungen übernommen, dass mir nur noch wenig Freizeit bleibt“. Die Lebensstildimensionen wurden durch Faktorenanalysen (Hauptkomponentenanalyse mit orthogonaler Rotation) extrahiert. Dabei wurden Aussagen zu folgenden Bereichen berücksichtigt: Verplantes Freizeitverhalten, Verpflichtungen und Freizeit, Langeweile während Freizeit, Freizeit zu Hause, kontemplative Freizeit, aktive Freizeit, Zielorientierung, Hedonismus, geordnete Lebensführung, unsoziale Autonomie, Egoismus, Arbeitsintensität, arbeitsorientierter Lebenssinn, Beziehung zu Freunden und zur Familie, umweltbewusstes Verhalten, sozialer Altruismus, intensives Konsumverhalten, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Unpünktlichkeit, pflichtbewusstes Arbeitsverhältnis, Relevanz des Berufs, Gewissensorientierung und Ziellosigkeit. Die Ergebnisse der Faktorenanalysen sind in Hermann und Dölling (2001: 24) sowie in Hermann (2003: 406 ff.) ausführlich beschrieben.
- 24 Die in der Opferbefragung berücksichtigten Delikte wurden in zwei Gruppen aufgeteilt: in Delikte mit materiellem Schaden (Diebstahl eines Autos, eines Kraftrades oder eines Fahrrads, Diebstahl an/aus dem Auto, Beschädigung des Autos, Wohnungseinbruch, versuchter Wohnungseinbruch, Sachbeschädigung und sonstiger Diebstahl) sowie in Delikte mit Körperschaden (Raub, Körperverletzung, Bedrohung und sexuelle Belästigung).
- 25 Die Plots ‚Residuum versus Vorhersagewert‘ bestehen aus zufällig verteilten Punkten und alle Toleranzwerte liegen über 0,6.
- 26 Solche Kurse mit dem Ziel, Viktimisierungsrisiken zu erkennen, bedrohliche Situationen zu entschärfen, die Selbstbehauptungsfähigkeit und soziale Kompetenz zu stärken, werden zwar bereits angeboten, aber die Zielgruppe sind meist Personen, die eine hohe Kriminalitätsfurcht besitzen: ältere Menschen und Frauen. Das sind jedoch nicht unbedingt Personen mit ausgeprägtem außerhäuslichen Lebensstil, dies sind meist Singles und junge Menschen. Somit wäre beispielsweise die Erweiterung der Zielgruppe für solche Trainingsangebote - und damit auch eine Veränderung der Trainingsinhalte - eine Methode, mit der strukturalistisch orientierte Präventionsangebote ergänzt werden sollten.

Literatur

- Amt für Stadtentwicklung und Statistik Heidelberg, 1999: Statistische Datenblätter. Statistische Informationen zu den Stadtteilen 1997 und 1998. Internet-Publikation (Stand: August 1999): <http://www.heidelberg.de/index2.htm>.
- Beck, Ulrich, 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer Formationen und Identitäten. S. 35-74 in: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2,
- Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Biderman, Albert D./Johnson, L.A./McIntyre, J./Weir, A.W., 1967: Report on a Pilot Study in the District of Columbia on Victimization and Attitudes Toward Law Enforcement. Washington, DC: Bureau of Social Science Research.
- Boers, Klaus, 1991: Kriminalitätsfurcht. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Bottoms, Anthony E./Wiles, Paul, 1997: Environmental Criminology. S. 305-359 in: Maguire, M./Morgan, R./Reiner, R. (Hrsg.), The Oxford Handbook of Criminology. Oxford: Oxford University Press.
- Brüchert, Oliver/Steinert, Heinz, 1998: Das krieglerische Mißverständnis des polizeilichen Gewaltmonopols: Am Beispiel „Aufräumen in New York“. S. 17-38 in: Ortner, H./Pilgram, A./Steinert, H. (Hrsg.), New Yorker „Zero-Tolerance“-Politik. Baden-Baden: Nomos.
- Burgess, Ernest W./Bogue, Donald J., 1964: The Delinquency Research of Clifford R. Shaw and Henry D. McKay and Associates. S. 591-615 in: Burgess, E.W./Bogue, D.J. (Hrsg.), Contributions to Urban Sociology. Chicago: The University of Chicago Press.
- Cohen, Lawrence E./Felson Marcus, 1979: Social Change and Crime Rate Trends: A Routine Activities Approach. American Sociological Review 44: 588-608.
- Dölling, D., 1998: Läßt sich der Community Policing-Ansatz erfolgversprechend nach Deutschland transferieren? Zeitschrift für Innere Sicherheit 145-152.
- Dölling, D./Hermann, Dieter, 1998: Der Einfluß von Wertorientierungen und Lebensstilen auf Viktimisierungen, Kriminalitätsfurcht und selbstberichtete Delinquenz. Forschungsantrag. Heidelberg.
- Dreher, Gunther/Feltes, Thomas (Hrsg.), 1997: Das Modell New York: Kriminalprävention durch „Zero Tolerance“? Holzkirchen: Felix.
- Eisner, Manuel, 1997: Das Ende der zivilisierten Stadt? Die Auswirkungen von Modernisierung und urbaner Krise auf Gewaltdelinquenz. Frankfurt/M.: Campus.
- Esser, Hartmut, 1991: Social Individualization and the Fate of the Sociological Method. S. 33-59 in: Albrecht, G./Otto, H. V. (Hrsg.), Social Prevention and the Social Sciences. Theoretical Controversies, Research Problems, and Evaluation Strategies. Berlin: de Gruyter.
- Forschungsgruppe Kommunale Kriminalprävention in Baden Württemberg, 1998: Handbuch zur Planung und Durchführung von Bevölkerungsbefragungen im Rahmen der Kommunalen Kriminalprävention. Villingen-Schwenningen.

- Goffman, Erving, 1959: *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday.
- Göppinger, Hans, 1983: *Der Täter in seinen sozialen Bezügen. Ergebnisse aus der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung*. Berlin: Springer.
- Göppinger, Hans, 1997: *Kriminologie*. 5. Auflage. München: Beck.
- Green, J., 1999: *Zero Tolerance: A Case Study of Police Policies and Practices in New York City*. *Crime & Delinquency* 45: 171-187.
- Hassemer, Winfried, 1998: „Zero Tolerance“ – Ein neues Strafkonzep? S. 793-814 in: Albrecht, H.-J./Düinkel, F. u.a. (Hrsg.), *Internationale Perspektiven in Kriminologie und Strafrecht. Festschrift für Günther Kaiser zum 70. Geburtstag*. Erster Halbband. Berlin: Duncker & Humblot.
- Hermann, Dieter, 1984: *Ausgewählte Probleme bei der Anwendung der Pfadanalyse*. Frankfurt/M.: Lang.
- Hermann, Dieter, 1989: Die Korrelations- und Regressionsanalyse. S. 144-188 in Frenzel, G./Hermann, D. (Hrsg.) *Statistik mit SPSS^X*. Stuttgart, New York: Fischer.
- Hermann, Dieter, 1999: *Kriminalität und Lebensqualität in Heidelberg und Freiburg. Untersuchungen und Vorschläge zur Kommunalen Kriminalprävention in den Stadtteilen Boxberg, Emmertsgrund und Kirchheim*. Abschlussbericht. Heidelberg.
- Hermann, Dieter, 2003: *Werte und Kriminalität. Konzeption einer allgemeinen Kriminalitätstheorie*. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden.
- Hermann, Dieter/Dölling, D., 2001: *Kriminalprävention und Wertorientierungen in komplexen Gesellschaften. Analysen zum Einfluss von Werten, Lebensstilen und Milieus auf Delinquenz, Viktimisierungen und Kriminalitätsfurcht*. Mainzer Schriften: Weisser Ring.
- Hermann, Dieter/Laue, Christian, 2001: *Ökologie und Lebensstil. Empirische Analysen zum „broken windows“-Paradigma*. S. 89-120 in: Jehle, J.-M. (Hrsg.), *Raum und Kriminalität*. Mönchengladbach: Forum.
- Hermann, Dieter/Weninger, Wolfgang, 1999: *Das Dunkelfeld in Dunkelfelduntersuchungen. Über die Messung selbstberichteter Delinquenz*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 51: 759-766.
- Hindelang, Michael J./Gottfredson, Michael R./Garofalo, James, 1978: *Victims of Personal Crime: An Empirical Foundation for a Theory of Personal Victimization*, Cambridge/Mass.: Ballinger.
- Jacobs, J., 1976: *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*. Braunschweig: Vieweg.
- Kelling, George L./Coles, Catherine, 1990: *Fixing Broken Windows*. New York: Kessler.
- König, René, 1968: *Theorie und Praxis der Kriminalsoziologie*. S. IX-XV in: Sack, F./König, R. (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*. Frankfurt/M.: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Kury, Helmut, 1997: *Kriminalitätsbelastung, Sicherheitsgefühl der Bürger und Kommunale Kriminalprävention*. S. 218-295 in: Kury, H. (Hrsg.), *Konzepte Kommunaler Kriminalprävention*. Freiburg i. Br.: MPI.
- Kury, Helmut/Würger, Michael, 1993: *Opfererfahrung und Kriminalitätsfurcht. Ein Beitrag zur Viktimisierungsperspektive*. S. 411-462 in: Kaiser, G./Kury, H. (Hrsg.), *Kriminologische For-*

- schung in den 90er Jahren. Beiträge aus dem Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht, Freiburg i. Br.: MPI
- Laue, Christian, 1999: Anmerkungen zu Broken Windows. Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 82: 277-291.
- Lewis, Dan A./Salem, Greta, 1981: Community Crime Prevention: An Analysis of a Developing Strategy. *Crime and Delinquency* 27: 405-421.
- Müller, Hans-Peter, 1993: Sozialstruktur und Lebensstile. Der neue theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter/Weihrich, M., 1990: Lebensweise, Lebensführung, Lebensstile. Eine kommentierte Bibliographie. München: Universität d. Bundeswehr.
- Obergfell-Fuchs, Joachim/Kury, Helmut, 1995: Verbrechensfurcht und kommunale Kriminalprävention – Analysen anhand der Bevölkerungsbefragungen in den Projektstädten. S. 31-68 in: Feltes, T. (Hrsg.), *Kommunale Kriminalprävention in Baden-Württemberg. Erste Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung von drei Pilotprojekten*. Holzkirchen: Felix.
- Opp, Karl-Dieter/Schmidt, Peter, 1976: Einführung in die Mehrvariablenanalyse. Grundlagen der Formulierung und Prüfung komplexer sozialwissenschaftlicher Aussagen. Reinbek: Rowohlt.
- Ortner, Helmut/Pilgram, Arno/Steinert, Heinz, 1998: New Yorker „Zero-Tolerance“-Politik. Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie. Baden-Baden: Nomos.
- Pate, A.M., 1986: Experimenting with Foot Patrol: The Newark Experiment. S. 137-156 in: Rosenbaum, D.P. (Hrsg.), *Community Crime Prevention. Does it work?* Beverly Hills: Sage.
- Shaw, Clifford R./Zorbaugh, Harvey W./McKay, Henry D./Cottrell, L.S., 1929: *Delinquency Areas*. Chicago: University of Chicago Press.
- Shaw, Clifford R./McKay, Henry D., 1931: *Social Factors in Juvenile Delinquency*. (National Commission on Law Observance and Enforcement, Publication No. 132, Volume II). Washington D.C.
- Shaw, Clifford R./McKay, Henry D., 1969: *Juvenile Delinquency and Urban Areas. Revised Edition*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Spellerberg, A., 1996: Lebensstile in Deutschland. S. 237-260 in: Schwenk, O.G. (Hrsg.), *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Stark, Rodney, 1987: Deviant Places: A Theory of the Ecology of Crime. *Criminology* 25: 893-909.
- Streng, Franz, 1998: Wie weit trägt das broken windows-Paradigma? Annäherungen an einen aktuellen kriminalpolitischen Ansatz. S. 921-942 in: Albrecht, H.-J./Dünkel, F. u.a. (Hrsg.), *Internationale Perspektiven in Kriminologie und Strafrecht. Festschrift für Günher Kaiser zum 70. Geburtstag. Zweiter Halbband*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Walter, Michael, 1998: „New York“ und „broken windows“: Zeit zum Umdenken im Jugendstrafrecht? *Deutsche Richterzeitung* 76: 354-360.
- Wilson, James Q./Kelling, George L., 1982: Broken windows. *The Police and Neighborhood Safety. The Atlantic Monthly*, March: 29-39.

Wilson, James Q./Kelling, George L., 1996: Polizei und Nachbarschaftssicherheit: Zerbrochene Fenster. *Kriminologisches Journal* 28: 121-137.

Zimbardo, P.G., 1969: The Human Choice: Individuation, Reason and Order Versus Deindividuation, Impulse and Chaos. S. 237-305 in: Arnold, W.J./Levine, D. (Hrsg.): *Nebraska Symposium on Motivation*. Lincoln: University of Nebraska Press.

***PD. Dr. Dieter Hermann, Dr. Christian Laue, Institut für Kriminologie der
Universität Heidelberg, Friedrich-Ebert-Anlage 6-10, 69117 Heidelberg***

E-Mail: hermann@krimi.uni-heidelberg.de

E-Mail: laue@krimi.uni-heidelberg.de